

(Nachdruck verboten.)

44]

Foma Gordjefew.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Das leise Plätschern der Wellen ergoß sich als eine traurig seufzende Musik in die Seele. In der Ferne, irgendwo auf dem andren Ufer des Flusses, brannte ein Feuer, es war von allen Seiten vom Dunkel umringt und wurde manchmal davon ganz verschlungen, und im Dunkel erzitterte dann, dem Auge kaum sichtbar, ein rötlicher Fleck. Doch auf einmal flammte das Feuer wieder auf, das Dunkel wich vor Foma zurück und man sah, wie es nach oben strebte. Und dann erlosch es plötzlich wieder . . .

„Gott, Gott!“ dachte Foma bange und bitter und fühlte, daß der Gram ihm immer heftiger am Herzen nagte. „Auch ich bin ganz allein, wie dieses Feuer . . . Ich gebe aber kein Licht, sondern nur Dunst . . . und Rauch. Wenn ich doch einem klugen Menschen begegnen könnte! Wenn ich mit jemand sprechen könnte! Es ist mir ganz unmöglich, allein zu leben . . . Ich kann nichts . . . Wenn ich einem Menschen begegnen könnte . . .“

In der Ferne auf dem Fluß erschienen zwei große, grellrote Lichter, und hoch über ihnen ein drittes. Dort ertönte ein dumpfes Geräusch, und etwas Schwarzes bewegte sich Foma entgegen.

„Ein Dampfschiff kommt von unten,“ dachte er. „Darauf befinden sich wohl mehr als hundert Menschen . . . und ich gehe niemand von Ihnen etwas an . . . Alle wissen, wohin sie fahren . . . Jeder hat etwas, was sein eigen ist . . . jeder versteht wohl, was er braucht . . . und was brauche ich? Und wer kann mir sagen? Wo ist ein solcher Mensch?“

Die Lichter des Dampfschiffs spiegelten sich im Fluß wider und zitterten darauf, das beleuchtete Wasser wich mit dumpfem Murren vor ihm zurück, und das Schiff schien ein ungeheurer schwarzer Fisch mit feurigen Flossen zu sein . . .

Nach dieser bange Nacht waren ein paar Tage vergangen und Foma nahm sein früheres Leben wieder auf. Das kam zufällig und gegen seinen Willen. Er hatte schon beschlossen, sich vom Trinken zu enthalten, und ging in eines der teuren Hotels der Stadt, um dort zu Mittag zu essen, in der Hoffnung, dort niemand von den bekannten Zechgenossen zu treffen, die für ihre Gelage immer billigere und weniger anständige Lokale wählten. Doch er hatte sich geirrt: er geriet plötzlich in die freundschaftlichen Arme des Branntweinfabrikanten-Sohnes, der Sascha zur Geliebten hatte.

Er lief auf Foma zu, umarmte ihn und lächelte lustig.

„Ist das eine Begegnung! Und ich esse hier schon den dritten Tag und langweile mich in meiner Einsamkeit. Es ist kein einziger anständiger Mensch in der Stadt, so daß ich gestern sogar mit Journalisten Bekanntschaft schloß . . . Sie sind nicht übel . . . es ist ein lustiges Volk . . . obgleich sie sich zuerst auf die Aristokraten hinausgespielt haben und mich ansausten, doch dann waren sie alle befoffen. . . Ich schwöre bei dem Kapital meines Vaters, daß es heute ebenso sein wird! Ich werde Sie mit ihnen bekannt machen. . . Es ist hier ein Feuilletonschreiber, wissen Sie, jener, der Sie damals an den Pranger gestellt hat . . . wie heißt er doch? Ein amüsanter Kerl, daß ihn der Teufel hol! Wissen Sie, man sollte sich so einen zum eignen Gebrauch halten?! Man könnte ihn etwas zahlen und ihn zum Amusement anstellen! Das wäre was! Ich hatte einen Couplettsänger bei mir, es war lustig mit ihm . . . Ich pflegte zu kommandieren: „Kimski, gib' Couplets zum besten! Er fing an und man konnte vor Lachen geradezu krank werden. Schade, daß er verschwunden ist . . . Haben Sie schon gespeist?“

„Noch nicht . . . Und was ist mit Alexandra?“ fragte Foma, der von der lauten Rede dieses großen, ungenierten, buntgekleideten Burtschen mit dem roten Gesicht betäubt war.

„Na, wissen Sie,“ — der Fabrikantensohn machte ein faures Gesicht — „diese Ihre Alexandra ist ein nichtsnutziges Frauenzimmer! Sie ist . . . unheimlich . . . man langweilt sich mit ihr, daß sie der Teufel hol! Sie ist kalt wie ein Frosch, brrr! Nein, ich werde sie verabschieden . . .“

„Es ist wahr, daß sie kalt ist,“ sagte Foma und wurde nachdenklich. . . .

„Jeder Mensch muß seine Sache so gut wie nur möglich machen,“ sagte der Fabrikantensohn belehrend, „und wenn eine anständige Frau zur Geliebten wird, muß auch sie ihre Pflicht möglichst gut erfüllen. Nun, wollen wir einen Schnaps trinken?“

Sie tranken. Und sie betranken sich natürlich!

Gegen Abend versammelte sich eine große, lärmende Gesellschaft im Hotel, und Foma, der betrunken, aber traurig und still war, sprach mit schwerer Zunge:

„Meine Ansicht ist die: manche Menschen sind Würmer und andre sind Spazien. Die Kaufleute sind die Spazien . . . Sie picken die Würmer auf. So ist es einmal eingerichtet . . . Sie sind notwendig . . . Und ich . . . und ihr alle, wir sind ohne Ziel . . . Wir leben so, daß man uns mit nichts vergleichen und durch nichts rechtfertigen kann . . . Wir sind ganz unnötig . . . Wozu sind aber die andern und überhaupt alle da? Das muß man verstehen. . . Brüder, wir werden alle plagen, bei Gott! Und warum plagen wir? Darum . . . weil lauter unnützes Zeug in uns ist . . . unfre Seele ist unnütz, und unser ganzes Leben ist unnütz! Brüder, ich weine . . . wozu bin ich da? Ich habe keinen Zweck. Tötet mich . . . damit ich sterbe. Ich will sterben. . .“

Und er weinte reichliche Thränen. Ein betrumkener, kleiner, schwarzer Mann setzte sich zu ihm, wollte ihn an etwas erinnern, küßte ihn und schrie, indem er mit dem Messer auf den Tisch schlug:

„Das ist wahr! Schweigt! Laßt Euch ein kräftiges Wort sagen! Laßt die Elefanten und die Mammute des untergeordneten Lebens reden! Das nackte russische Gewissen spricht heilige Worte! Brülle Gordjefew! Brülle, so laut es geht!“

Er hängte sich wieder an Fomas Schultern, trock ihm auf die Brust, erhob zu dessen Gesicht seinen runden, schwarzen, glatt geschorenen Kopf, der sich auf seinen Schultern unablässig nach allen Seiten hin drehte, so daß Foma sein Gesicht nicht genau sehen konnte, ihn deshalb böse war und ihn immerwährend von sich stieß, indem er gereizt schrie:

„Kriech nicht auf mich! Wo ist Dein Gesicht? Fort!“

Um sie herum ertönte das betäubende Lachen der Betrunkenen; der Fabrikantensohn kam ganz außer Atem und brüllte jemand heiser zu:

„Komme zu mir! Du kriegst hundert Rubel monatlich, Mittagstisch und Wohnung! Auf Ehrenwort! Komm, pfeif auf die Zeitung . . . ich zahle mehr!“

Alles wankte mit einer rhythmischen, wellenartigen Bewegung hin und her. Bald entfernten sich die Menschen von Foma, bald näherten sie sich ihm, die Zimmerdecke senkte sich, und der Fußboden hob sich, und es war Foma, als werde er zusammengepreßt und platgedrückt. Dann hatte er ein Gefühl, als schwimme er irgendwohin durch einen unendlich breiten und stürmischen Fluß, er wankte und begann erschrocken zu schreien:

„Wohin schwimmen wir? Wo ist der Kapitän?“

Als Antwort erscholl das laute, sinnlose Lachen der betrunkenen Menschen und das gellende widerliche Schreien des kleinen schwarzen Mannes.

„Das ist wahr! Wir sind alle ohne Segel und ohne Steuer . . . Wo ist der Kapitän? Wa—as? Ha-ha-ha!“

Als Foma von diesem Alpdrücken erwachte, befand er sich in einem kleinen, zweifensrigen Zimmer, und das erste, worauf seine Augen fielen, war ein vertrockneter Baum. Er stand vor dem Fenster; sein dicker Stamm mit der durchfaulten Rinde und dem morschen Innern hinderte das Licht, in das Zimmer zu dringen, die gebogenen, schwarzen, blätterlosen Zweige streckten sich traurig und kraftlos in die Luft hinaus, sie wiegten sich und knarrten leise und klagend. Es regnete, ganze Wasserströme rannen über die Fenster Scheiben, man hörte, wie sie sich vom Dach auf die Erde ergossen und schluchzten. Mit diesem Weinerlichen Ton vermischte sich ein andrer, es war das dünne, abgerissene, eilige Strahlen einer Feder und ein zeitweises Dröhnen.

Foma wandte seinen kranken, schweren Kopf mit Mühe auf dem Stissen um und erblickte den kleinen schwarzen Mann,

der am Tisch saß, mit der Feder übers Papier kribbelte, beifällig mit dem runden Kopf nickte, ihn nach allen Seiten drehte, die Achseln zuckte und mit seinem ganzen kleinen Körper, der nur mit Unterhosen und einem Nachthemd bekleidet war, unermüdetlich auf dem Sessel hin und her rüdte, als sitze er auf etwas Heißem und könne aus irgend einem Grunde nicht aufstehen. Seine magere und dünne linke Hand rieb sich bald fest die Stirne, bald machte sie in der Luft unbekannte Zeichen; die nackten Füße scharrten auf dem Fußboden herum, auf dem Hals schlug eine Ader, und selbst die Ohren bewegten sich. Wenn sein Gesicht sich Zoma zuwandte, sah dieser seine dünnen Lippen, die etwas klüferten, die spitze Nase, die sich auf das dünne Schnurrbärtchen herabsenkte, und dieses Schnurrbärtchen, das jedesmal, wenn das Männchen lächelte, in die Höhe sprang. Sein Gesicht war gelb, geschwollen und runzlig, und die schwarzen, lebhaften, glänzenden Augen schienen nicht dazu zu gehören.

Als Zoma müde ward ihn anzublicken, begannen seine Augen langsam durch das Zimmer zu gleiten. An den großen Nägeln, die in die Wände geschlagen waren, hingen Zeitungsbündel, so daß die Wände mit Geschwulsten bedeckt zu sein schienen. Die Zimmerdecke war mit weißem Papier beklebt, das Wäsen bildete, stellenweise geplatzt war, abstand und in schmutzigen Feten herabhing; auf dem Fußboden lagen Kleider, Stiefel, Bücher und zerrissenes Papier herum. Das ganze Zimmer machte den Eindruck, als sei es mit siedendem Wasser abgerührt worden.

Das Männchen warf die Feder fort, neigte sich über den Tisch, trommelte mit den Fingern auf dessen Rand und sang leise mit schwacher Stimme:

„Schlage die Trommel und fürchte Dich nicht,
Und küsse die Marketerlerin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Wäcker tiefster Sinn.“

Zoma seufzte schwer auf und sagte:

„Ach . . . wenn ich Selters bekommen könnte . . . geht das nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Frühling im Garten.

Von Curt Grotte wig.

Mit den herborkommenden Weidenläschen, mit den blühenden Schneeglöckchen und Gänseblumen erwacht auch von neuem die Natursehnsucht, die der Winter eingeschlafert hatte. Es giebt kaum ein lohnenderes und schöneres Mittel, dieses Naturempfinden zu befhätigen, als selbsttätig mit Spaten und Spade den Erdboden zu bearbeiten, sich mit einem sei es auch noch so kleinen Stück Natur in ein engeres freundschaftliches Verhältnis zu setzen und ihr Walten so zu leiten, daß sie uns eine individuelle kleine Welt hervorzaubert. Keine andre Jahreszeit regt so zum Gartenbau an wie das Frühjahr. Wohl dem, der einen Fleck Erde besitzt, wo er während einiger Stunden des Tages oder wenigstens der Woche diese gesunde und herzerfrischende Thätigkeit ausüben kann. Wohl dem auch, den sein Beruf nicht abhält, sich ihr zu widmen. Dem Arbeiter in der großen Stadt stehen ja sehr viele Hindernisse entgegen, wenn er sich mit Gartenbau beschäftigen will, aber in vielen Städten ist ihm doch Gelegenheit gegeben, eine kleine Parzelle in der Vorstadt zu pachten und hier, wenn auch auf einem beschränkten Raume, sich an den Blumen und Früchten, an der Pflanzenwelt zu erfreuen, die er selbst herangezogen hat.

Das Frühjahr ist die Zeit des Säens und Pflanzens. Manche Saat vergeht später, manche Pflanze verkrümert. Aber noch soll erst alles werden. Noch ist die Hoffnungseligkeit unbeschränkt, noch ist keine Enttäuschung gekommen. Da möchte nun mancher am liebsten sofort alles in seinem Garten vereinigt haben, was er je in andren Gärten an schönen Bäumen, Sträuchern, Blumen, an köstlichen Früchten gesehen hat. Aber gerade im Gartenbau ist eine bestimmte Beschränkung unerläßlich, falls man Erfolge haben und die Freude an der schönen Thätigkeit sich nicht verbittern lassen will. Im allgemeinen wird man sich an das Bewährte halten müssen, wenn man auch mit einzelnen Neuheiten — und im Gartenbau werden sehr viele Neuheiten mit geräuschvoller Reklame angeboten — Versuche machen kann. Bevor jemand an die Auswahl der Pflanzen geht, wird er sich vor allem darüber klar werden müssen, welches Ziel er eigentlich erreichen will. Mancher will vor allem Gemüse ziehen, mancher will das ganze Jahr über einen blühenden Garten haben, mancher bevorzugt Obst aller Art. Die meisten wollen jeder dieser drei Seiten des Gartenbaues in etwas ihre Aufmerksamkeit schenken.

Zunächst sollte sich also jeder einen Bepflanzungsplan machen. Auf ein Stück Papier wird der Garten im Umriß, die Beete,

die Plätze für die einzelnen Pflanzen, die Wege usw. eingezeichnet. Nach dem Bepflanzungsplan wird sich nun die Bearbeitung des Bodens richten. Am vorteilhaftesten wäre es ja, den ganzen Garten zu rigolen, das heißt, auf zwei drei Spatenflache Tiefe umzugraben und ihn dabei ausreichend mit Düngstoffen zu versehen. Allein diese Arbeit, die für den Berufsagärtner unumgänglich ist, stellt sich doch für den einfachen Gartenfreund, der nicht überall Riesenerfolge zu erzielen braucht und der seine Parzelle vielleicht nur für ein Jahr gepachtet hat, zu teuer, und sie ist für ihn zu mühsam. Er kann sie auch entbehren, wenn er nur dann einzelnen besonders anspruchsvollen Pflanzen einen gut vorbereiteten Platz anweist. So wird denn das ganze Gartenland mit dem Spaten umgegraben und dabei die Wurzeln besonders schädlicher Unkräuter, vor allem der Quacken (Päden) und Disteln ausgelesen. Nun werden die Wege mittels der Schnur abgesteckt und abgetreten und eine Einteilung des Gartens in Quartiere und Rabatten vorgenommen.

Da wo neue Bäume hinkommen sollen, werden breite Pflanzgruben von 60 Centimeter aufgeworfen. Ist der Garten sehr klein und nur an wenige Jahre gepachtet, da empfiehlt es sich, nur Zwergobst zu pflanzen. Es giebt jetzt Apfel- und Birnenforten, die bereits im zweiten Jahre der Pflanzung tragen. Bewährte Apfelsorten sind die englische Winter-Goldparmane, die Kasseler Reinette, sehr frühtrauend ist der Eve-Apfel. Die Bäume tragen viel früher, wenn sie nicht auf Wildling, sondern auf Doucin veredelt sind. Wer im Schneiden der Zwergbäume keine Erfahrung und Übung hat, der lasse die Bäumchen als Busch wachsen. Der Busch-Obstbau, der in Amerika sehr beliebt ist, hat jetzt auch in Deutschland bereits Eingang gefunden und bereits vielversprechende Erfolge geliefert. Die Bäumchen werden als einjährige Veredlungen aus der Baumfchule bezogen, vierzig Centimeter über der Erde abgesehnitten und alsdann ganz ihrem selbstherrlichen Wachstum überlassen. Höchstens, daß Zweige, die zu dicht bei andren stehen, entfernt werden, um den Busch licht zu erhalten. Auch Birnen, z. B. die „Gute Louise“ können in dieser Weise gezogen werden. Von Pflaumen, die gewöhnlich auch als Mittel- und Hochstamm sehr bald tragen, hat sich bei uns überall da, wo die Hauspflaume wegen zu trockener Lage wenig Ertrag liefert, die Viktoriapflaume bewährt. Von Sauerkirschen ist die Ostheimer Weichsel empfehlenswert, von Süßkirschen, die aus norddeutschem Sande gewöhnlich nicht gut gedeihen, ist allenfalls mit der „Frühhesten der Ract“ ein Versuch zu machen. Sehr wichtig ist, daß der Obstbaum einen gut vorbereiteten Boden finde. Das Pflanzloch soll nach neueren Erfahrungen weniger tief als breit sein. Die angegebene Tiefe von 60 Centimeter ist ausreichend, für den Hochstamm sollte die Breite etwa 2 Meter, für den Buschbaum mindestens 1 Meter betragen. Die Erde wird aus dem Pflanzloch ausgeworfen und mit allerhand düngenden Stoffen durchmischt, wieder in die Grube geschüttet. Wo es durchführbar ist, sollte dabei die schlechte Erde, besonders der nährstofflose Sand ganz beseitigt und dafür gute Gartenerde dem ausgehobenen Erdhaufen beigemischt werden. Als Düngstoffe dienen Stalldünger, Holzasche, Rasenstücke und alter Lehm, in Ermangelung dieser natürlichen Düngstoffe können 1/2 Pfund Thomasmehl, 1 Pfund Kainit und 2 Pfund Kalk beigegeben werden. Der Baum ist so zu pflanzen, daß seine Wurzeln sich alleseitig in der Erde verteilen, die Veredlungsstelle, die sich als bieder Wulst über dem Wurzelhals bemerkbar macht, soll nicht über den Boden hervorstehen. Es wird davor gewarnt, den Baum zu tief zu pflanzen, in magerem Boden aber vertrocknen an einem zu hoch stehenden Baum sehr leicht die oberen Teile der Wurzeln, der Baum bringt es infolgedessen zu keinem freundigen Wachstum. Nach der Pflanzung erhält der junge Obstbaum einige Eimer Wasser, das das Erdreich ganz an die Wurzeln anspült und diesem dadurch das Anwachsen erleichtert. Wird das Erdreich des Pflanzloches durch das Wasser zerfallen, so müssen die Risse sorgfältig mit Erde ausgefüllt werden. Diese Bewässerung des frischgepflanzten Baumes ist von großer Bedeutung, schon mancher Obstbaum ist eingegangen, weil er bei der Pflanzung kein Wasser erhielt.

Die Pflanzung von Obstbäumen sollte Mitte April beendet sein. Stachelbeeren und Johannisbeeren, die oft schon Ende März aus-schlagen, sollten dagegen bereits um einen Monat früher der Erde anvertraut werden. Diese Sträucher sind ja allerdings so zählebig, daß sie auch später noch leicht anwachsen, aber ihre Kraft wird doch bedeutend beeinträchtigt, wenn sie zu einer Zeit verpflanzt werden, in der die Vegetation schon im vollen Gange ist. Zum frühesten geht die Ernte auf ein Jahr verloren. Werden diese Sträucher dagegen im zeitigen Frühjahr oder schon im Herbst vorher gepflanzt, so geben sie bei einiger Pflege sofort einen Ertrag. Von Stachelbeeren sind die einfachen deutschen Sorten immer noch die wohlschmeckendsten und anspruchsvollsten, die großen, sehr ertragreichen, englischen Sorten, wie die vielgerühmte „Winham's Industry“, verlangen schon guten, sorgfältig gepflegten Boden. Als großfrüchtige, reichtragende Johannisbeeren zeichnen sich die Sorten Rote Kirschjohannisbeere, rote und weiße holländische und weiße Versailles aus. An den Stachel- und Johannisbeeren darf man nicht die Zweige stutzen, da man sich alsdann grade um die beste Ernte bringen würde. Sind die Sträucher zu wirt und unregelmäßig gebaut, so werden die störenden Zweige an ihrer Ursprungsstelle abgeschnitten. Etwas mehr Aufmerksamkeit erfordern die Himbeeren, von denen die Pastof wohl die bewährteste und die Gelbe Antwerpener eine sehr feine Sorte mit gelben Früchten ist. Die Himbeeren tragen nur an

den Trieben, die sie das Jahr vorher ausgebildet hatten. Und sie fragen an diesen nur einmal. Es muß also, wenn die Anlage in Ordnung gehalten werden soll, das alte Holz, das im letzten Jahre Früchte geliefert hat, entfernt werden. Die Ordnung wird aber auch dadurch oft bis zur vollständigen Verwilderung zerstört, daß jeder Himbeerstock Unmengen von Ausläufern macht. Man muß diese alle bis auf die drei stärksten entfernen, diese werden dann am besten an einem Holzpalier befestigt. Die Himbeeren wollen jährlich reichliche Düngung, und wird ihnen diese zu teil, wird die Anlage außerdem in der angegebenen Weise behandelt und im Sommer reichlich bewässert, so ist kaum eine andre Obstart so dankbar wie die Himbeere.

Im Gemüseteil sind, sobald der stärkste Winterfrost vorüber ist, also mindestens schon Anfang März, die Erbsen zu legen, die sehr früh Schoten geben sollen. Als eine solche Sorte eignet sich nach meiner Erfahrung die alte Buchsbaum-Erbse in sandigem Gartenboden immer noch am besten. Sie bleibt so niedrig, daß das umständliche Stützen der Pflanzen durch Meiser wegfällt, sie ist sehr wenig empfindlich gegen Trockenheit, und sie liefert bereits Anfang Juni einen guten Ertrag. Sobald das Land bearbeitungsfähig ist, wird auch Spinat, Radies, Gartenkresse gesät. Der Spinat liebt frischen Stalldünger, der auch durch Chilisalpeter ersetzt werden kann. Der Salpeter wird im Wasser aufgelöst und das Beet damit alle vierzehn Tage einmal begossen. So früh wie möglich müssen Mohrrüben und Karotten gesät werden. Der Samen liegt sehr lange in der Erde. Am besten ist deshalb die Aussaat im Herbst oder noch besser im Winter. Nur in diesem Falle kann man darauf rechnen, bereits im Juni Karotten zu ernten. Es ist ja meist das Streben vorhanden, alle Gemüse und Früchte recht frühzeitig und noch um einige Tage früher als der Nachbar zu ernten. Die frühen Produkte sind jedoch in der Regel nicht die besten, und wer nicht für den Verkauf, sondern für den eigenen Bedarf Gartenbau treibt, der sollte sich von der herrschenden Mode möglichst freimachen. Einige Gartenerzeugnisse aber werden feiner und zarter, wenn sie sich sehr schnell entwickeln, dazu gehören die Karotten und die Radieschen. Auch die bekannten Küchenkräuter Petersilie, Bohnenkraut, Dill, ferner Bollen werden im Vorfrühling gesät, wenn sie nicht schon vorher gesät worden sind. Gegen Ende des März kann man auch die Frühkartoffeln legen, stecken oder wie sonst der Kunstausdruck für das Kartoffeleinlegen in die Erde in den verschiedenen Gegenden lautet. Die früheste und wohlschmeckendste Sorte ist die lange weiße Sechswochenkartoffel. Aber sie ist höchst anspruchsvoll, sie will guten, nährstoffreichen, unkrautfreien Boden haben, sonst ist der Ertrag nicht größer oder gar geringer als das Aussaatquantum. Weit ergiebiger, ja überhaupt sehr ergiebig ist die „Kaiserkrone“, sie ist auch noch recht früh, übrigens eine neue Kartoffelsorte, der noch eine große Zukunft bevorsteht.

Im Blumenteil sind die Beete von allen den Ueberresten des vergangenen Jahres zu befreien, damit die neu hervorsprossenden Stauden und Zwiebelgewächse besser Platz haben und schöner zur Geltung kommen. An den im ersten Frühjahr blühenden Blumen, Schneeglöckchen, Crocus, Scylla, Veilchen ist freilich jetzt nichts mehr zu ändern, aber man sehe sich in andern Gärten um, welche Gruppierungen dieser lieblichen Gewächse besonders vorteilhaft wirken. Man kann dann im nächsten Herbst bei der Verpflanzung der Zwiebeln das Gesehene verwenden. Die später blühenden Tulpen und Hyazinthen werden sehr leicht vom Winde umgeworfen; um dies zu verhüten, werden die Pflanzen durch kleine Holzstöckchen gestützt, die unsichtbar hinter den Blättern in die Erde gesteckt werden. Einige schöne Frühlingsblumen lassen sich auch durch Samen ziehen, der im März gesät werden kann. Eine dankbare Einfassungspflanze, die im ersten Frühjahr ein dichtblühendes weißes Band bildet, ist das Alpenröslein (Arabis alpina), eine Pflanze ähnlicher Art ist die Aubrietia graeca, die aber zierlichere Blätter hat und außerdem violett blüht. Um sich ein gutes Aufgehen der Samenlörner zu sichern, muß man — und das gilt ja schließlich für alle Pflanzen — die Samenbeete nie trocken werden lassen. Die heranwachsenden Sämlinge werden dann im Herbst an den Ort gepflanzt, wo man sie im Frühjahr bewundern will. Während die sogenannten Sommerblumen, die einjährig sind, erst Anfang Mai gesät werden, kann man bereits im zeitigen Frühjahr eine Menge von Stauden ansäen, die entweder schon im Laufe des Jahres oder erst später ihre Schönheit entfalten. Man kann alle diese Stauden ja auch als Pflanzen Ende April aus den Gärtnereien beziehen, aber manchem eifrigen Gartenfreunde ist es doch eine besondere Freude, möglichst alles selbst vom Samenfort an zu ziehen. Als solche Stauden, die leicht aus Samen (in jeder Samenhandlung erhältlich) herangezogen werden können, seien nur genannt: das imposante Verbascum olympicum, das zwerge Alyssum serpyllifolium, das riesenblütige Papaver orientale, die feurige Lychnis caelestina, die zierliche Gypsophila paniculata, das weißblättrige Cerastium Biebersteinii, die blaue Aster alpinus, die bizarre citronengelbe Aquilegia chrysantha.

Wer seinem Garten schnell eine gewisse Fülle geben will, lauschige Plätze und schattige Höhenpunkte haben möchte, der wird sich eine Anzahl Zierbäume und -sträucher verschaffen. Je nach Neigung wird man dabei die altvertrauten einheimischen Gehölze bevorzugen, oder man wird die eigenartigen Fremdlinge nehmen, wie den kalifornischen Ahorn, der sehr schnell wächst, die ungarische Silberlinde, die Scharlachleiche mit ihrem glühendroten Herbst-

laub, und wer etwas sehr Apartes und Kostbares haben will, der wähle den Tulpenbaum oder irgend eine Magnolie. Neben dem Flieder und den Rosen verdient als Zierstrauch der Goldregen, der allerdings giftig ist, wegen seiner großen Schönheit die Aufmerksamkeit des Gartenfreundes; die tartarische Hedentische (Lonicera tartarica), die Schneebeere, den Jasmin, verschiedenartige Spiräen, die Goldjohannisbeere findet man wegen ihrer Anpruchslosigkeit überall. Sehr schön und noch zu wenig verbreitet sind die Forsythien, die im ersten Frühjahr mit gelben Blüten übersät sind, die aparte dunkelrote japanische Quitte mit glänzenden Lorbeerblätter und die Weigelien (Diervillea japonica rosea) und andre, die im Sommer ihre wunderbare Blütenfülle entfalten. Während die Laubgehölze ziemlich früh im Jahre gepflanzt werden, ist für die Nadelbäume ein später Termin — Mitte April bis Mitte Mai — die beste Pflanzzeit. Das Verpflanzen der Gehölze ist, wenn man sie aus einer guten Baumschule bezieht, kaum mit Verlusten verbunden. Allerdings muß jeder seine neu erworbenen Pflanzlinge besonders im Auge behalten, er muß vor allem darauf sehen, daß es ihnen in den ersten Monaten nie an Wasser fehlt. Aber Fürsorge, Arbeit belohnt sich nirgends so gut wie im Gartenbau. —

Kleines Feuilleton.

k. Wie Bücher populär werden, darüber macht ein englischer Verleger in einem Londoner Journal einige beachtenswerte Bemerkungen. Welchem Gesetze, schreibt er, folgt die Popularität eines Buches? Es ist eins der Geheimnisse dieser Welt, warum von einem Buche über Nacht hunderttausend Exemplare verkauft werden, während ein andres, mindestens ebenso gutes einen völligen Mißerfolg hat. Im allgemeinen hängt der Verleger sehr viel mehr von der „persönlichen Ankündigung“ ab, als von der Kritik. Mit „persönlicher Ankündigung“ meine ich die Empfehlung eines Buches durch diejenigen, die es gelesen haben und denen es gefallen hat. Ganze Spalten öffentlichen Lobes fördern den Verkauf eines Buches wenig. Durch verständige Ausgabe von 20 000 Mark für Annoncen kann das Interesse des Publikums für ein Nahrungs- oder Haarmittel erweckt werden, aber keine noch so hohe Summe wird ein Buch, das auf den Aussterbe-Stat gesteht, wieder lebendig machen. Wenn der Durchschnittsleser Langeweile dabei empfindet, wird er das freimütig sagen, wenn ihn irgend ein Bücherfreund darüber befragt; so verfällt dann ein neues Werk sehr schnell dem Untergange. Aber es ist ein Zug der menschlichen Natur, daß niemand ein Buch durchlesen und den Gemüß, den es ihm verschafft hat, geheimhalten wird. Besonders eine Frau kann kein Buch lesen, ohne, mag es ihr nun gefallen oder nicht, darüber mit ihren Freundinnen zu sprechen. Sie wird vielleicht ein neues Küchenrezept vor andern Hausfrauen geheimhalten, aber in Betreff der Bücher ist die ganze Welt ihre Vertraute. Ich erinnere mich eines Beispiels dieser Art. Ich empfing einmal eine Bestellung auf achtzig Exemplare eines Buches aus einem unbekanntem Dorfe im Westen Englands. Es war ein Buch, über das man gerade anfang zu sprechen, das aber durchaus noch nicht weit und breit berühmt war. Ich war neugierig, zu wissen, was das Verlangen nach diesem Buche veranlaßt hatte. Eine Bestellerin erklärte es mir in dem Begleitbriefe: „Frau W. empfahl uns das Buch in einer unserer Vereinsfitzungen. Sie sagte, es sei lesenswert.“ Von dem Buche sind seitdem hunderttausend Exemplare verkauft worden, und das Geheimnis seiner Popularität findet man in dem oben angeführten Briefe. Hätte Frau W. es als ein dummes Buch bezeichnet, so wären gewiß sehr wenige oder gar keine Bestellungen aus ihrem Dorfe gekommen. Andererseits kenne ich Beispiele, daß eine Spalte schmeichelhafter Kritik auch nicht eine einzige Bestellung brachte. Das Publikum will sich seine Bücher nicht durch die Zeitung auswählen lassen. Die Beurteilung eines Buches mag noch so aufrichtig sein, aber eine Besprechung, die nichts als Lob enthält, erweckt in manchen Gemüthern den Zweifel. Bücher, die von den Kritikern getadelt werden, erlangen oft die größte Beliebtheit, wenn auch daraus nicht folgt, daß die Verurteilung den Erfolg sichert. Das Urteil des Bücherfreundes, nicht das des Kritikers, müssen wir für uns haben. Doch es muß freiwillig gegeben werden; es fordert, hieße es verlieren. Es kommt zu dem, der es nicht herausfordert, und geht an denen vorüber, die Pläne schmieden, um es zu gewinnen. Manche nennen es „Glück“ oder „Zufall“. Kein Sachverständiger hat bisher dieses Geheimnis gelöst. Es giebt keinen Maßstab, nach dem man es schätzen kann. Wenn jemand ein Buch lobt oder tadelt, kauft man es oder kümmert sich nicht darum, je nachdem des Mannes Urteil geschieht wird. Aus diesem Grunde haben die anonymen Kritiken kein Gewicht. Die Leser kennen den Schreiber nicht, und ihr Geschmac kann anders sein als der feine. Ein scharfsichtiger amerikanischer Verleger sagte einmal: „Heftig getadelte Bücher haben oft einen Bombenerfolg, aber Bücher, die von der Kritik nur gelobt werden — bah!“ —

Theater.

Residenz-Theater. „Mein Schneider“, Plauderel von A. Capus. „Ein galanter Richter“, Schwank von A. Bisson. — Ein junger Mann mit Schneiderschulden von ein paar Tausend Frank und dementsprechender Vornehmheit des Auftretens und des Charakters wird durch ein Rendezvous zur Zahlung der Schuld gebracht. Die betreffende Dame verlangt diese That

einer allen Traditionen widersprechenden Selbstüberwindung sozusagen als minutiöser Mitterdienst, als Probe auf die Aufrichtigkeit seiner Gefinnungen. Schuldenmacher und Spieler, so behauptet sie, seien auch in der Liebe unzuverlässig. Sobald von dem Verliebten der Gelbbrief an den Schneider abgehandelt ist, bekommt die schöne Unbekannte sich als des Schneiders Frau. Der junge Elegant ist der Gefoppte. Das ist der Inhalt des kleinen Capusischen Einakters: ein spitzfindig und etwas frostig ausgekühlter Spaß, aber in der Ausführung nicht ohne Geschick und einige feine Ironie. Bei aller ihrer Unbeträchtlichkeit nahm sich die Plauderei gegenüber dem Biffonschen, zu drei langen Akten breitgetretenen Schwank, der nun folgte, fast geistreich aus. Nach dem Titel und den ersten paar Szenen konnte es scheinen, als habe man vielleicht etwas Originelles, ein Seitenstück zur „Roten Robe“ zu erwarten, einen Versuch, das von Briens tragisch behandelte Thema richtiger Ueberhebung und Streberhaftigkeit ins Schwankhaft-Satirische zu überlegen. Doch das ist nur ein Aushängeschild, ein dünner zu Neffamezwecken aufgetragener Firnis. In Wahrheit bewegt sich der Schwank in den ausgefahrensten alten Geleisen, und den eingestreuten satirischen Ausfällen nimmt die sinnlos plumpe, auf die billigsten Possenwirkungen abzielende Uebertriebung jedes Satz. Der Untersuchungsrichter, Herr Lepantois, läßt auf gut Glück alle Welt einsperren. Je mehr er verhaftet, um so größer die statistische Wahrscheinlichkeit, daß unter den Verhafteten sich auch der Schuldige befinden wird. Im übrigen ist er eifrig beschäftigt, den schönen weiblichen Zeugen, die auf die Vorladung erscheinen, den Hof zu machen. Dafür verließt sich seine Frau hinwiederum in die schönen männlichen Untersuchungsgefangenen, die sie auf Wunsch ihres Gemahls christlich zu ermahnen und dabei auszufragen hat. Vor allem ein als Märdemörder und Diamantenräuber verhafteter Journalist, der sich bei dem Verhöre „Dubi“ nennt und Herrn Lepantois nach allen Regeln der Kunst veralbert, hat es ihrer romantischen Seele angethan. Schließlich fällt der böse Richter einem Raschplan, den diese beiden schmieden, zum Opfer. Er, der Verhaftungslustige, wird von einer miteingeweihten Zeugin zu einem Stellschwein gelockt, dort von der ganzen Gesellschaft überfallen und, da man ihn gefälschte Banknoten in die Tasche praktiziert hat, von der herbeigerufenen Polizei beinahe selbst verhaftet. Dabei ist diese Fabel noch ein Muster von Logik und Wahrscheinlichkeit, verglichen mit dem Drum und Dran der einzelnen Szenen. Und wenn die Unmöglichkeiten wenigstens lustig wären, wenn Phantastie und Laune in ihnen steckte! Aber nirgends wird man den Eindruck des mühselig und gewaltsam Herangequälten los, auch nicht im Schlußakt, der beim Publikum einen äußerlichen Lagerfolg hatte. Das Natürlichste in dem ganzen Stück waren noch die Vaudegrimmchen, die Herr Bagay von Zeit zu Zeit mit großer Beobachtungsgabe markierte. —

Musik.

Das Wagner-Schlächthaus unter den Linden hat nun schon ungefähr alle Opern und Musikdramen Richard Wagners ausgeschlachtet. Nur den „Parifal“ bekommt es noch immer nicht; auch kein andres Opernhaus kann ihm mit diesem Werk den Rang ablaufen — darin ist es wirklich unübertrefflich. Dem jene letzte intimste Schöpfung hat der Meister einzig für Bayreuth vorbehalten. Nur Bruchstücke in Konzertaufführungen sind bisher in die weitere Öffentlichkeit gedrungen; und auch in Berlin bekommt man hier und da solche Darbietungen zu hören. Nun läuft aber 30 Jahre nach dem Tode des Komponisten die „Sängers“ für seine Werke ab, und dann sind sie ebenso für jede Veröffentlichung und Aufführung frei, wie heute etwa die Mozarts und Lorchings vogelfrei sind. Der Gedanke, daß nach wenig mehr als einem Jahrzehnt, von 1913 an, der „Parifal“ überall wird herumgezerrt werden können, vermag die Freunde einer ersten Kunst geradezu schauern zu machen. Zwischen der „Carmen“ und dem „Zigeunerbaron“, oder zwischen der „Fledermaus“ und der „Cavalleria rusticana“ das einzigartige Gralsdrama herunterfingen lassen, etwa mit Bequemlichkeitsrücken oder gar mit einer Einlage von Franz Akt oder von Proch — um das zu hindern, möchte man fast zu den Mitteln eines Privilegs greifen. Thatsächlich ist dem auch seit längerem eine Bewegung im Gange, jene Schupfstr für den „Parifal“ zu verlängern; und ein lebhaftes Hin und Wider ist dem Vorschlage Bayreuths gefolgt.

Um hierin zu einem Urtheil zu gelangen, beachte man zuvörderst, daß Kunstwerke durch ihre Freiwerden nach jenen 30 Jahren einen Vorzug vor andern Privateigentum besitzen — der Paal, den jemand besaß, verbleibt ja auch nach 30 Jahren bei den Erben. Es wäre also nicht übel, auch Kunstwerke für immer Privateigentum sein zu lassen, und zwar um so eher, als sie ihrer Natur nach ohnehin den Zug nach der Öffentlichkeit in sich tragen, wie denn selbst der „Parifal“ der Öffentlichkeit an Ort und Stelle nicht entzogen ist. Jedoch ihn allein zu bevorzugen, während dann andren Werken doch wieder die Herumzerrung bevorsteht, scheint uns eine Ungerechtheit zu sein. Oder aber man läßt Privateigentum überhaupt nicht über den Tod des Eigners hinaus dauern, beschränkt es etwa schon zu seinen Lebzeiten; dann ist die Freigebung jenes Werkes erst recht eine Forderung der Gleichheit. — Uns scheint mit solchen Verböten und Freigebungen der Kunst recht wenig gedient zu sein. Wenden wir lieber alle Kräfte an, um das Niveau unsrer Kunstbildung und Kunstpflege zu heben: dann wird auch der „Parifal“ entweder ruhig freizugeben sein, oder man wird jegliches künstlerische Privateigentum

sowohl dem Lebenden wie auch dem vor 30 Jahren verstorbenen Künstler zu respektieren und zu — bezahlen wissen.

Solche Gedanken hülften sich uns an einen Vortrag an, den am Sonntag Professor Dr. Richard Sternfeld im „Verliner Tonkünstler-Verein“ über jenes Bühnenweihfestspiel Richard Wagners hielt. Er trat in dem eingangs erwähnten Sinn entschieden für weiteren Schutz des „Parifal“ ein — eine Auseinandersetzung mit den Gegenränden hätte doch nicht fehlen sollen. Im übrigen war der Grundgedanke seiner, durch Beispiele am Klavier geschickt illustrierten, Betrachtungen mit Recht der, daß Wagner nicht vom musikalischen Ende an kennen gelernt werden darf, sondern vom Wort, vom Drama aus. Jedenfalls erschä man auch aus diesem Vortrag, wie eben dieser Standpunkt den eigentlichen Schlüssel zu Wagners Schaffen darbietet. —

Technisches.

Die größte elektrische Kraftübertragung, die bisher jemals ausgeführt worden ist, hat jetzt der amerikanische Staat Kalifornien aufzuweisen. Es wird dort die in Elektrizität umgewandelte Wasserkraft des Flusses Yuba 320 Kilometer weit bis zur Stadt Redwood geleitet und von dort noch durch eine Zweigleitung 32 Kilometer weit bis Burlingame im Süden von San Francisco, so daß die Gesamtlänge der Uebertragung fast 360 Kilometer erreicht. Anzüglich dieser erstmaligen Leistung scheint es angezeigt, mit kurzen Worten an die Geschichte der elektrischen Kraftübertragungen zu erinnern. Bisher war der großartigste Versuch dieser Art die Leitung von Lauffen am Neckar bis Frankfurt, die im Jahre 1891 gelegentlich der in letzterer Stadt abgehaltenen Elektrizitäts-Ausstellung ausgeführt wurde. Die Entfernung betrug 175 Kilometer und der Versuch war für die damalige Elektrotechnik eine Großthat ersten Ranges. In Lauffen war eine Dynamo-Maschine für dreiphasigen Strom aufgestellt, der in Frankfurt durch andre Dynamomaschinen aufgenommen wurde. Die Spannung des Stroms wurde auf 13 000 Volt festgesetzt, der größte Betrag, den man bis dahin jemals zu erzeugen gewagt hatte. Allerdings vermutete man schon damals, daß sich die Spannung noch weiter würde steigern lassen, aber man hielt 24 000 Volt für die äußerste Grenze des Zulässigen. Die Leitung bestand aus drei Kupferdrähten von 4 Millimeter Durchmesser, die an Pfählen mit Isolatoren befestigt waren. Im Unglücksfällen nach Möglichkeit vorzubeugen, wurden die Bewohner des von der Leitung durchzogenen Gebietes dadurch gewarnt, daß auf den Pfählen das bekannte Zeichen eines Totenkopfes mit zwei darunter gekreuzten Knochen aufgemalt wurde. Der weitere Verlauf der elektrischen Kraftübertragung ist seitdem besonders in den Vereinigten Staaten zum Ausdruck gekommen, und dort hat man sich mit Spannungen von 30—40 000 Volt zu solchen Zwecken schon durchaus vertraut gemacht. Kalifornien gilt als ein besonders vortüchtliches Versuchsfeld, da der Brennstoff dort teuer, das Klima günstig ist und das Verlegen der Leitungen durch die geringe Bevölkerung des Landes erleichtert wird. Man rechnet darauf, daß dort auch Spannungen bis zu 60 000 Volt anwendbar sein werden. Diese Nachrichten berühren den Fachmann zwar auch heute noch als etwas Ungewöhnliches, aber sie setzen ihn doch nicht mehr in Erstaunen. —

Humoristisches.

- Unangenehm. A.: „Ich war lehtin auf sechs Wochen verreist.“
- B.: „Ja, ich habe es unter „Gerichtssaal“ gelesen.“ —
- Der Sportsmann. „Weiß der Teibel, mit meinem Automobil habe ich schon diverse Hühner und Enten, mit meinem Fahrrad sogar schon einen Roter zur Strecke gebracht, nur mit der dünnen Flinte will mir dies bei einem lumpigen Hasen nie gelingen!“ —
- Voshast. Hausfrau (zum sich vorstellenden Mädchen): „Verstehen Sie denn auch zu frisieren?“
- Mädchen: „Gewiß, ich kann sogar rasieren.“ —

(Regendorfer-Blätter.)

Notizen.

- Coquelin beginnt am 10. März sein Gastspiel im Schauspielhaus. —
- d'Annunzios Schauspiel „Giaconda“ wird demnächst im Berliner Theater in Scene gehen. —
- Hermann Bahrs Stück „Wienerinnen“, das am 8. März im Berliner Theater in Scene gehen sollte, ist für die nächste Spielzeit zurückgelegt worden. —
- „Schnapphähne“, ein Sommerpiel von Walter Bloem, ist vom Berliner Schauspielhaus zur Aufführung angenommen worden. —
- Albert Noderichs Lustspiel „Der Liebeskontrakt“ fand bei der Erstaufführung im Hamburger Deutschen Schauspielhaus eine fremdbliche Aufnahme. —
- J. B. Widmanns Drama „Die Muse des Aretin“ erzielte bei der Aufführung im Züricher Stadt-Theater einen starken Erfolg. —